

der Abtreibungsfrage von Mondale geteilt wird, steht vor der Alternative: Schlägt sie sich auf die Seite der Abtreibungsgegner, verliert sie die Unterstützung vieler Frauen, zumal der Feministinnen. Bleibt sie bei ihrer Haltung, gefährdet sie ihren Rückhalt in der katholischen Bevölkerung. Im übrigen aber gibt diese Wahlkampfauseinandersetzung einen Vorgeschmack auf bevorstehende Debatten über die Haltung der Kirche zur Wirtschaft. Der erste Entwurf eines Hirtenbriefs der amerikanischen Bischöfe zu diesem Thema soll mit Rücksicht auf die Präsidentschaftswahlen erst im November veröffentlicht werden. Es könnte der Fall eintreten, daß die Katholische Kirche es sich mit dieser Erklärung gerade bei denen verdirbt, die in der Abtreibungsfrage ihre stärksten Verbündeten sind.

nt

Olympia

Sport hat natürlich etwas mit dem „Streben nach der Grenze“ (NOK-Präsident *Willi Daume*) zu tun, mit Leistung. Was 14 Tage lang aus Los Angeles von den Olympischen Spielen kommentiert und analysiert wurde, geht jedoch sehr viel weiter: Mit einer Leichtigkeit wurde dort von Sportlern gesprochen, die *aus dem Wege zu räumen*, von Gegnern, die *auszuschalten* seien, wie man es kaum für möglich gehalten hätte. Die These, daß Sport Krieg mit anderen Mitteln darstelle, erfuhr eine neuerliche Bestätigung. Wen wundert es da noch, wenn die US-amerikanische Fernsehgesellschaft ABC die solchermaßen apostrophierten Gegner gar nicht erst zeigte, sondern sich auf diejenigen Sportler beschränkte, mit denen sie ein kräftiges amerikanisches Wir-Gefühl verband? Der eine räumt Gegner aus dem Weg, der andere behandelt sie, als wären sie nicht da – die Arbeitsteilung einer totalen Kriegführung im Sport? Wer als Leistungssportler im übrigen nicht in der Lage war, den für ihn bestimmten Gegner aus dem olympi-

schen Weg zu räumen, der wurde mitunter, auch dies nur folgerichtig, als „*Versager*“ abqualifiziert. Sportler, denen es schon zur Ehre gereichte, da beigewesen zu sein, und die, wenn es um Medaillen und vordere Plätze ging, kaum mitreden konnten, hatten es da besser: Als Versager konnte man sie nicht bezeichnen. Bei den Medailenanwärtern klagte man hingegen glashart Leistungen ein, die nicht zu erbringen sie sich nicht erdreisten durften, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, daß man über sie herfiel. Folglich sind die deutschen Olympiateilnehmer trotz der 59 erworbenen Medaillen „mit einem Sack von Ettäuschungen heimgekehrt“ (so ein Fernsehmoderator), obwohl es an „*Hellden*“ trotz der „*Versager*“ bei Gott nicht fehlte.

Die Art und Weise, wie hier eine interessierte Öffentlichkeit Leistungen sehen wollte, ließ aus den Sportlern Maschinen auf Beinen werden, bei denen die Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht die von ihnen erwartete Leistung erbringen, auf Grund ihres hohen Perfektionierungsgrades auf ein Minimum reduziert ist. Von „*Leistungsfetischismus*“ sprach der Vorsitzende des Bundesausschusses Leistungssport und Chef de Mission der bundesdeutschen Olympiamannschaft, *Hans Fal-lak*, in diesem Zusammenhang. Man pumpt private und öffentliche Gelder in die Sportler hinein – und wehe, es kommt in Form von Gold, Silber oder mindestens Bronze nicht heraus, was man hineingesteckt hat. Leistungssportler sind sportpolitische und werbewirtschaftliche Investitionsgüter geworden. *Honni soit qui mal y pense*.

Die betreffenden Sportler mögen es einem verzeihen: Ein Sturz wie der von *Mary Decker* beim 3000-m-Lauf, die Nerven, die Zehnkampf-Weltrekordhalter *Jürgen Hingsen* im entscheidenden Augenblick fehlten, um gegenüber dem späteren Olympiasieger *Daley Thompson* mithalten zu können, die vielen in den Medien spitz vermerkten sogenannten „*Ausfälle*“ bei Sportlern, deren Medaillenrang in den Berechnungen der Sportplaner fest vorgesehen waren, sie bestärken einen in der Hoffnung, daß sportliche Leistungen

auch weiterhin von mehr abhängen als von noch so perfekten Planungen eines Komplexes, bestehend aus Sportmedizin, -technologie und -funktionären. Gäbe es nur „geplante“ Leistungen wie die vier Siege eines *Carl Lewis* oder den von „*Pokerface*“ *Dietmar Mögenburg*, warum sollte man eigentlich noch die Mühe auf sich nehmen und „*Spiele*“ dieser Art veranstalten?

Der Grund für die vielen „*Ausfälle*“ soll auch schon gefunden sein. Gewohnt, messerscharf nach den erwirtschafteten Gewinnen einer unternommenen Investition zu fragen, und unerschütterlich im Glauben an die selbstheilenden Fähigkeiten des „*freien Spiels*“ der Kräfte, kommt man schnell auf des Pudels Kern: Die Wohlstandsmentalität habe den Sportlern den letzten nötigen Biß im Kampf genommen, ist zu lesen. Es fehle ihnen offenbar eine gewisse Besessenheit darauf, sich durchzusetzen. Weich gepolstert durch Neckermanns Sporthilfe-Tantiemen, ginge diesen Wohlstandskindern ab, was zum Erfolg unbedingt nötig sei: Eroberungsdrang, Durchsetzungsvermögen.

Das vielfach martialische Vokabular, das Beschwören einer seltsamen Kampfeslust als Voraussetzung für den Sieg wollen gar nicht recht passen zum Optimismus über das angeblich wiedererstarke Olympia als einem friedlichen Treffpunkt der Jugend aus aller Welt, wie er nach Los Angeles immer wieder hinausposaunt wurde. Die politisch motivierten und, wie man meint, inzwischen abgewendeten Boykottandrohungen sind nicht die einzige Gefahr für Olympia. Der Sport selbst könnte mehr und mehr aus friedlichen *Spielen* pseudoolympische *Kämpfe* werden lassen. Es sei denn, Olympia und dem Leistungssport gelinge eine Rückbesinnung auf das Spielerische, das zwar nicht das einzige den Sport ausmachende Motiv darstellt, immerhin doch aber ein wesentliches. Ein Sport, der das spielerische Element mehr und mehr verlöre, geriete noch weiter aus dem Gleichgewicht, als es heute schon der Fall ist. Ein Sport, aus dem der Faktor Zufall verbannt würde, in dem eine Niederlage zur Schande hochstilisiert würde, wäre kein Sport mehr.

nt